

[学術資料]

Texte der Vorträge von vier Autoren beim Symposium „Interkulturalität und Japan“

Hrsg. von Masahiko TSUCHIYA

Fakultät für Interkulturelle Studien
Nagoya Gakuin Universität

Resümee

Das Symposium „Interkulturalität und Japan“ fand am 14. 10. 2017 im Nozomi-kan an der Nagoya Gakuin Universität statt, wo vier Autoren je einen Vortrag und eine Lesung gehalten haben. Hier sind die Vorträge als Texte abgedruckt. Federmaier beschwört den Begriff der Transversalität, die die Unterschiede bestehen läßt und Abweichung, Verfremdung und Innovation betreibt. Für Sofronieva stellt Japan einen Kreuzungspunkt ihrer Leidenschaften dar: Lyrik, Physik, Wissensgeschichte, Übersetzung, Freundschaft. In einem von Sofronieva zitierten Gedicht vermischt Jun Ishiura modernstes Wissen und Mystik, auf den Punkt gebracht im Wort „Yugen“. Mischkulnig blickt ins Wasser der Interkulturalität, Kafka, die japanischen Mythen, Genji u.a. erwähnend, so dass eine Welle der Assoziationen im japanischen Spiegel den Gedankenstrom ihrer interkulturellen Ichs zum Verschwimmen bringt. Ann Cotten lobt den dandyhaften Eklektizismus transkultureller Blicke und vergleicht unter diesem Aspekt den Bakumatsu mit dem Fall des Eisernen Vorhangs.

Schlüsselwörter : Interkulturalität, Transkulturalität, Japan, Vergleich, Literatur,...

4名の作家講演テキスト

—— シンポジウム「インターカルチュラルリティと日本」 ——

土屋勝彦（編集）

名古屋学院大学国際文化学部

本学術資料はJSPS 科研費JP15K02417の助成を受けた成果の一部である。

This text was supported by JSPS KAKENHI Grant Number JP15K02417.

発行日 2018年3月31日

Leopold Federmair

Anmerkungen zur transversalen Ästhetik

1. Bei sporadischen Lektüren von akademischen Aufsätzen zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, besonders zu solcher mit sogenanntem Migrationshintergrund, ist mir aufgefallen, daß in den letzten Jahren die Vorsilbe „trans-“ an Häufigkeit gewonnen hat im Verhältnis zur Vorsilbe „inter-“, die sie manchmal ersetzt. „Trans-“ verweist auf Bewegung, auf Dynamik; „inter-“ auf ein Dazwischen, auf Beziehungen, die zwar nicht ohne Bewegung stattfinden, aber doch erstarren können, so daß sie zu Konstellationen werden. Es ist eine Frage des Akzents, der Aufmerksamkeitsrichtung, der in den Blick genommenen Aspekte. Ich selbst bin, ohne mich in meinem Tun und Lassen ständig sprachkritisch zu reflektieren (und ohne akademische Absichten), auf den Begriff der Transversalität gekommen, um bestimmten Erfahrungen des Schreibens, Lesens und Lebens Ausdruck zu verleihen. Es ist möglich, daß sich im mikrostrukturellen Paradigmenwechsel etwas vom Zeitgeist spiegelt; ja, daß es sich letztlich nur um terminologische Moden handelt. Niemand ist darüber erhaben, aber eine Aufgabe des Schriftstellers besteht darin, ein Sensorium für solche Vorgänge zu entwickeln und zur Geltung zu bringen.

2. Es ist *nicht* Aufgabe des Schriftstellers, Begriffe zu definieren, gegeneinander abzugrenzen und Begriffshierarchien zu errichten. Auf der Hand liegt, daß in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Autoren und Werke an Zahl und Bedeutung zugenommen haben, die auf unterschiedliche Weise mit Ortswechseln, Reisen, Erfahrung des Fremden, Behauptung des Eigenen in fremder Umgebung, Berührung und Vermischung von Kulturen, Infragestellung von Identitäten usw. zu tun haben. Es gibt dabei freilich, wie bei anderen Phänomenen, etwa der technologisch beschleunigten Globalisierung, eine lange Vorgeschichte. Unter Germanisten war in der Zeit, als ich studierte, die Exilliteratur beliebt. Sie wurde durchforstet, ob ausreichend oder nicht, sei dahingestellt. Heute haben sich die Blickwinkel geändert, das deutschsprachige Exil ist in historische Ferne gerückt, umgekehrt sind Autoren aus anderen Weltgegenden in Erscheinung getreten, die die heimische Literatursprache bereichert haben und bereichern. Bertolt Brecht, Thomas Mann, Joseph Roth haben die Sprache nicht gewechselt, aus mehreren Gründen, vor allen Dingen lag es nicht in ihrer Absicht, ein neues Zielpublikum anzusprechen, außerdem ist ein Sprachwechsel im fortgeschrittenen Alter aufwändig, schwierig bis unmöglich. (Es gibt Beispiele wie Arthur Koestler und Stefan Heym, für die das nicht gilt. Beide sind in relativ jungen Jahren emigriert.)

Nach meinen Beobachtungen und für mein Empfinden ist das, was wir mit dem Wort „Migrantenliteratur“ recht und schlecht benennen, dort am interessantesten, wo ein Sprachwechsel stattgefunden hat. Ein Sprachwechsel, der in den meisten Fällen eine Konfrontation des Autors mit einer neuen Kultur bedeutet, der auch dann Spuren hinterlassen wird, wenn der Schreibende

in seinen Werken Erfahrungen verarbeitet, die vor diesem Einschnitt liegen. Bei weitem nicht alle Autoren mit „Migrationshintergrund“ reihen sich in diese Kategorie, und es werden in Zukunft vielleicht weniger werden, je länger die von den Einheimischen gewünschten und geforderten Integrationsprozesse andauern. Der Boom der Migrantenliteratur ist womöglich schon vorbei. Wer sich in seiner Muttersprache ausdrückt, tut dies zumeist – oder bis zu einem gewissen Grad – auf natürliche Weise. Dasselbe gilt nicht für jemanden, der sich in einer Fremdsprache ausdrückt, sei er nun Schriftsteller oder nicht. Der Gebrauch der Fremdsprache ist für ihn a priori nicht selbstverständlich; möglicherweise kostet es ihn eine größere, eine andere Anstrengung, das, was er sagen will (und was wenigstens bis zu einem gewissen Grad von der Sprache unabhängig ist), zu sagen. Er weiß, was es heißt, jederzeit Fehler machen zu können, von der Norm abzuweichen, Regeln zu verletzen – im Guten wie im Schlechten. Freilich trifft ähnliches auch auf den einheimischen Autor zu, der sich von der Sprache, der Umgebung, der Kultur, in der er auf natürliche Weise aufgewachsen ist, zunächst einmal distanziert, um – im Glücksfall – eine andere Sprache zu finden und zu erfinden, aber auch, um einen Blick auf Vertrautes walten zu lassen, der sich von überlieferten, oft starren Wahrnehmungssystemen abhebt. In gewisser Weise ist jeder Schriftsteller, der diese Bezeichnung verdient, exophon. Er schreibt, wie Proust einmal formulierte, in einer Fremdsprache und produziert einen „Gegensinn“ (*contresens*), obwohl er sich seiner angestammten Sprache bedient. Aus demselben Grund verbringen viele Autoren ihr Leben als Außenseiter, im inneren Exil oder offener Dissidenz (die nicht unbedingt politisch ausgeprägt sein muß). Daß sich einheimische, muttersprachliche Autoren zu den zugewanderten, sozusagen fremden Autoren hingezogen fühlen – wenigstens auf mich trifft das zu, und ich wage dies „ein bißchen“ zu verallgemeinern –, hat hier seine tieferen Wurzeln. Wir sind Kampfgefährten, Brüder und Schwestern im Geiste, Mitglieder einer fremdsprachlichen Suprainternationale, eines Zwischenreichs über (oder unter) den Kulturen. Ich glaube, daß viele Dichter – Lyriker, *poets*, *poetas*, *poètes* – genau deshalb so gern und so gut andere Dichter übersetzen, deren Muttersprache sie oft nicht gut beherrschen. Was sie kennen wie ihre Westentasche, sind die Ober- und Untertöne der Dichtung.

3. Auch Reiseliteratur, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen bemerkenswerten, vor allem auch qualitativen Aufschwung erlebte (Chatwin, Nooteboom, Karl-Markus Gauß, um nur drei Namen zu nennen), ist interkulturelle, oder besser: transkulturelle Literatur. Sie weist nicht selten Eigenschaften ethnologischer Erkundung auf, als da wären: Staunen gegenüber dem Unbekannten, Beschreibung des Fremden im Vergleich zum Vertrauten, teilnehmende Beobachtung, und zwar auf Zeit. Ethnographen wie Hubert Fichte, Michel Leiris, Claude Lévi-Strauss waren bedeutende Erzähler. In meinem Essay *Lob der Entfremdung*, geschrieben vor bald einem Vierteljahrhundert in einem Hotelzimmer unweit der Kathedrale der Stadt Mexiko, die aus dem Bausteinen eines aztekischen Tempels errichtet wurde – in diesem Essay habe ich zu erläutern versucht, inwieweit das

Fremde, das zunächst Unverstandene, für die schöpferische Arbeit befruchtend wirken kann, zugleich Ausgangspunkt und Zielpunkt, den man erreicht, nachdem ein Prozeß des Vertrautwerdens und der Anpassung provisorisch abgeschlossen ist. Ich habe diese Erfahrungen, die so oder ähnlich jeder aufmerksame Reisende macht, mit literarischen Verfremdungsverfahren in Verbindung, vor allem mit der abweichenden Wahrnehmung, die Viktor Šklovskij als Merkmal des Ästhetischen benannte, und mit dem Brechtschen Verfremdungseffekt, dessen Ziel ja ebenfalls darin besteht, eingeschlifene Denk- und Wahrnehmungsmuster aufzubrechen und dadurch neue Denkprozesse anzustoßen. Es ist vielleicht kein Zufall, daß eine deutsch-türkische Autorin, Emine Sevgi Özdamar, die politisch-erkenntnisbezogene Verfremdung Brechts, den sie als Schauspielschülerin bewunderte, und die Fremdheitserfahrungen der Emigrantin parallel beschrieb, wengleich, wie mir scheint, ohne sich diese Parallele bewußt zu machen.

Ich selbst bin kein Reiseschriftsteller. Ich habe an verschiedenen Orten gelebt, jeweils für längere Zeit, habe mich zu den jeweiligen Sprachen und Literaturen hingezogen gefühlt, wollte sie genau verstehen und, vielleicht, durchdringen, was auf natürliche Weise dazu führte, daß ich zu übersetzen begann: ein ganz besonderes „Trans-“, *translatio, translation, traducción* usw. Bekanntlich kann man das Wort „übersetzen“ auch auf der ersten Silbe betonen, auf der Vorsilbe, dann ändert sich die Bedeutung ein wenig, es entsteht vor dem geistigen Auge das Bild eines Flusses und einer Brücke. Hin und her. Hin – aber auch wieder zurück. Man bringt etwas und sich selbst in Bewegung (etwas, das heißt: Sinn). Man tauscht etwas aus und schafft eine neue Form und merkt irgendwann, daß auf Grenzen der Gemeinsamkeit stößt. Das Schaukeln, die Pendelbewegung, das ist auch jene Bewegung, die Michel de Montaigne nach dem Vorbild des Reitens für sein essayistisches Schreiben beanspruchte. Und in meinem Roman *Erinnerung an das, was wir nicht waren* gelangt der Erzähler, der ich bin, am Ende zu dem Wunsch, das Hin und Her zwischen den Welten möge andauern. Es sind, in diesem Roman, zwei so weit voneinander entfernte, diagonal zueinander positionierte, transversal zu verbindende Orte wie Argentinien, die europäisch geprägte, aber eben auch abgelegene, sich selbst überlassene, von der Vorgeschichte (vor Kolumbus!) immer noch berührte Gegend am Río de la Plata, den ich seinerzeit gern schaukelnd überquerte, eine Art Binnen-Hin-und-Her vollziehend zwischen, und Japan, wo ich anfangs gar nichts Vertrautes entdecken konnte und auch mit dem Rüstzeug des Vergleichens – Gemeinsamkeiten und Unterschiede – nicht weiterkam. Der Titel dieses Romans war lange Zeit, während ich daran arbeitete, *Analogia entis*, in Anspielung auf eine Alte abendländisch-christliche Idee, die, wie ich immer noch glaube, für jedes Sprechen, besonders aber für das metaphorische und poetische, konstitutiv ist. Wir können, wenn wir etwas – Sinn! – verstehen und uns darüber austauschen wollen, dies nur tun, indem wir uns selbst erweitern, aber auch wieder zu uns zurückkehren, selbst wenn wir uns in der Zwischenzeit verändert haben. Das Subjekt, wir oder ich, im Singular oder im Plural, ist der Einzelne, es sind seine Leute, es ist seine Sprache, es sind die Menschen angesichts der Natur, der bedrohlichen wie der Schönen.

4. In jenen Ländern habe ich die Sprachen im Lauf der Zeit mehr oder weniger gut zu verstehen und zu sprechen gelernt. In Japan bin ich jedoch auf eine Barriere gestoßen, die Barriere einer Schrift, die in kurzer Zeit unmöglich zu erlernen ist, was aber Voraussetzung gewesen wäre, meiner Sehnsucht nachzugehen und, zum Beispiel, Yukio Mishima im Original zu lesen, wie ich einst Flaubert im Original gelesen hatte, obwohl mein Französisch noch sehr bescheiden war. Erst später habe ich begriffen, daß ich noch auf eine zweite Barriere gestoßen war, eine Barriere in mir selbst, die durch das fortgeschrittene Alter bedingt war, da die Lern- und Erweiterungsfähigkeit unweigerlich abnimmt, und zwar früher, als die meisten, da sie keine neuen Herausforderungen mehr annehmen, sich träumen lassen. Ich weiß mir zu helfen, *je me débrouille*, aber befriedigend ist meine Lage nicht. Ich habe eine Erfahrung des Scheiterns gemacht, die insofern wesentlich ist, als sie das radikale Scheitern des Lebens aller Individuen vorwegnimmt. Hätte ich längere Zeit, als ich es tat, in Frankreich oder Italien gelebt, wer weiß, vielleicht hätte ich die Herausforderung angenommen und in der anderen Sprache zu schreiben begonnen – wie einst Juan Rodolfo Wilcock, der vom Spanischen ins Italienische wechselte, oder in heutiger Zeit Anne Weber vom Deutschen ins Französische (übrigens beide auch eifrige Übersetzer). Von meinen schreibenden Freunden in Deutschland, die relativ spät die Literatursprache gewechselt haben, weiß ich, daß sie sich mit dem mündlichen Ausdruck im Deutschen auch nach Jahrzehnten noch plagen. Diese Mühe und das wache Bewußtsein der Fehlbarkeit, die man in der „natürlichen“ Muttersprache verdrängt, wirkt auf ihr Schreiben und kann – muß aber nicht – stilistische Eigenheiten hervorbringen, *contresens* und *contreforme*, die die deutsche Literatursprache in spezifischer Weise bereichern. Samuel Beckett ist einer der Vorläufer der translingualen, exophonen Literatur, wobei dieser Wechsel in seinem Fall auf einer völlig freien Entscheidung beruhte; nichts zwang ihn dazu, sich der französischen Literatursprache einzugliedern, nicht einmal die Aussicht auf ein zahlreicheres Publikum, das im englischen Sprachraum natürlich größer ist. Der von Beckett bewunderte Joyce verbrachte ebenfalls einen Großteil seines Lebens im Ausland (von Irland aus betrachtet). Er hat nie in einer anderen Sprache als der eigenen geschrieben – und gleichzeitig hat er in allen Sprachen geschrieben, hat äußerst heterogenes Sprach- und Denkmateriale zusammengeklittert. Bei nicht-exophonen, aber polyglotten Autoren wie ihm muß man immer damit rechnen, daß sich hinter der Erstsprache eine Zweit- und Drittsprache verbirgt, die zuweilen in den Vordergrund drängt. Trotzdem schrieb Joyce nicht über seine Beobachtungen in der Fremde, die er ja ebenfalls machte; nein, er schöpfte aus der Welt seiner Kindheit und Jugend, die ihn stärker prägte als alles, was später kam. Ich denke, es ist dies ein menschliches, sozusagen anthropologisches Attribut, daß wir die frühen Erfahrungen in der Regel nicht auslöschen können, sondern daß sie in allem durchscheinen, was wir später tun und behaupten. Auch dann, wenn wir uns rückhaltlos mit dem Anderen auseinandersetzen. „Dir selbst kannst du nicht entfliehen“, lautet ein Satz von Montaignes Zeitgenossen Justus Lipsius.

Was viele deutschstämmige Leser an den Erzählungen zugewanderter Autoren anzieht, ist eben

dieses Fremde, das den Autoren selbst zumeist recht vertraut ist, also die vielen merkwürdigen Geschichten, die sie in den deutschen Sprachkontext einbringen. Ob dieses Leseverhalten einem Bedürfnis nach Exotismus geschuldet ist oder nicht – transkulturelle Autoren wie Melinda Nadj Abonji oder Nino Harataschwili tun nichts anderes als seinerzeit Joyce, sie tragen den Erfahrungsstoff der Welt ihrer Kindheit ab und spielen damit, sie verfremden, übertreiben, erfinden, aber in jedem Fall zehren sie schreibend von dem, was sie früher, fern von ihrem gegenwärtigen Kontext, waren. Mittlerweise kann man hier und da auch schon Leser- und Kritikerstimmen hören, die von den ewigen Migrantengeschichten genug haben. Auch diese Äußerungen scheinen mir nicht ganz unberechtigt zu sein. Es wäre eine arge Verkürzung, eine ganze (oder auch nur halbe) Literaturlandschaft auf eine bestimmte Konstellation des Literarischen festzulegen. Der Markt, der unweigerlich Mainstreams fördert, neigt dazu. Die transkulturellen Autoren selbst lassen sich nicht so gern festlegen, sie wollen in ihrer je eigenen Wendigkeit akzeptiert werden. Unsere lebensgeschichtlichen Prägungen sind nur eine Seite der Medaille, die man „Identität“ nennt.

5. Transversale Beziehungen und Beziehungsgeflechte verbinden Orte in einer Biographie und auf dem Erdball, die auf den ersten Blick wenig oder nichts miteinander zu tun haben. „Motiviert“ – das Wort kann hier nur unter Anführungszeichen stehen – sind sie durch Willkür, Zufall, Launen (wie jene Yoko Tawadas, die eines Tages in Sibirien, aus Japan kommend, den Zug Richtung Deutschland nahm), durch die Lust des Handelns an sich. Sie verfolgen keine Systematik, aber wenn sich Muster bilden, kann es sein, daß der Regisseur, der das Ich zu sein strebt, sie verstärkt oder abändert. Transversalität grenzt sich ab vom Allgemeinen, das heute oft als Globalität erscheint, deren Tendenz es ist, überall dieselben Regeln und Formen durchzusetzen, wohingegen Transversalität die Unterschiede bestehen läßt oder überhaupt erst ans Licht bringt und das Irreduzible, das in der großen Analogie nicht aufgehen kann, benennt. Transversalität ist dem Konzept der Hybridität als angestrebter Vermischung verwandt, erschöpft sich aber nicht darin, da sie das Geschiedene vielfach als solches bewahren will. Das transversale Ich bleibt in vielen Situationen auf – neugieriger oder auch kritischer – Distanz, es akzeptiert das Nebeneinander, achtet das Heterogene, betreibt behutsame Annäherung, die nicht auf Vereinigung abzielen muß. Hybridität kann zu einer Art Gleichmacherei werden. Die „kosmische Rasse“, die der mexikanische Philosoph José Vasconcelos vor hundert Jahren beschwor und die bei der jungen russisch-deutschen Autorin Kat Kaufmann unter dem Namen „Gesamtrasse“ auftaucht: Ich weiß nicht recht... Die Transversalität, die ich beschwöre – und nicht nur beschwöre, sondern verwirkliche –, fließt in Gefilden abseits von jeder Art von Mainstream. Sie betreibt Abweichung, immer aufs Neue. Das transversale Ich ist nie dort, wo man es erwartet. Algorithmen, diese Produktionsmaschinen des „Man“, können es niemals ausrechnen.

*

Drei Nachbemerkungen:

1. Dieses Jahr (2017) wird zum letzten Mal der nach dem ersten exophonen Dichter deutscher Zunge benannte Chamisso-Preis vergeben. Wenn es zutrifft, daß Literatur mit sogenanntem Migrationshintergrund heute selbstverständlich ist, wie die offizielle Erklärung dazu lautet, der Sprach- und Kulturwechsel sozusagen nichts Besonderes mehr, dann hat der Preis, der die zugewanderten Autoren dankenswerter Weise gefördert hat, tatsächlich seine Schuldigkeit getan. Seine Einstellung wäre ein Indiz dafür, daß der Boom der Migrantenliteratur vorüber ist.

2. Eine Zeitlang wirkte der Migrationshintergrund im Literaturbetrieb und in den Massenmedien, damit aber auch bei vielen Lesern, als Bonus. Autoren wie Terezia Mora oder Sherko Fatah haben sich mehrfach dahingehend geäußert, sie wollten wegen der Qualität ihrer Werke anerkannt werden, nicht wegen ihrer Herkunft. Wie wäre es, wenn auch das professionelle Umfeld der Schreibenden sich von neuem auf das eigentlich Ästhetische besänne? Zu welchem Abweichung, Verfremdung, Innovation wesentlich gehören...

3. Als ich vor einigen Jahren beim Bachmann-Literaturwettbewerb las, wurde von einer Jurorin in dankbarem Tonfall festgestellt, endlich könne man einmal eine interkulturelle Autorin – Olga Martynova – auszeichnen. Ihr Enthusiasmus ging an den Realitäten vorbei, denn im Jahr zuvor war mit Maja Haderlap ebenfalls eine Autorin gekürt worden, die ihre Gedichte in einer slawischen Sprache, ihre Prosa auf Deutsch schreibt, wenn auch nicht als Zugewanderte, sondern von Geburt an in einer ethnisch gemischten Randzone des deutschsprachigen Gebiets lebend. Im Jahr danach war es die aus der Ukraine stammende Katja Petrowskaja, aber schon 1991 hatte Sevgi Özdamar den Preis erhalten. Angesichts solcher Betriebsblindheit kann man es nur gutheißen, wenn der Migrantbonus gestrichen wird.

Oviedo, 7. März 2017

Tzveta Sofronieva

Das Licht in seiner Unendlichkeit

Regenströme und dicke Hagelstücke Eis in einem radikalen Guss entlocken der Erde Atemdampf, eine kurze Ewigkeit lang, eine Spalte in der Zeit, in der das Wasser mehrsprachig kommuniziert, in allen seinen Formen zugleich. Aus der einen Spalte fließt viel Verlangen nach Zeit in das Haus: ich muss angeschwemmten Boden wegschippen, erbarmungslos verschimmelnde Gegenstände zur Kippe tragen, Parkett abbauen und trocknen lassen, und vor allem Luft und Sonne hereinlassen, auch wenn der schwere Himmel Schatten bevorzugt. Das Wasser ist manchmal gesprächiger als sonst. In Japan

ist das vermutlich bekannt.

Japan stellt für mich einen Kreuzungspunkt meiner nur auf den ersten Blick unverbundenen Leidenschaften dar: Lyrik, Physik, Wissensgeschichte, Übersetzung, Freundschaft. Die zentrale Figur darin ist Jun Ishiwara mit seinem Gedicht, mit dem für mich faszinierenden Titel 黒く究まる光, das eng mit der Relativitätstheorie verbunden ist. Das Ankommen dieser Theorie in Japan bietet ein Narrativ dafür, dass das lyrische Schreiben und Faktoren wie Zweisprachigkeit, Übersetzung und Marginalität hohe Wichtigkeit bei Entstehen und Verbreitung von revolutionären wissenschaftlichen Theorien haben. Ishiwara, Jun (*b.* Tokyo, Japan, 15 January 1881; *d.* Chiba prefecture, Japan, 19 January 1947) (jap. 石原純, *Ishiwara/Ishihara Atsushi/Jun*; * 1881 in Tokio; † 1947) war ein japanischer theoretischer Physiker, der auch auf Deutsch schrieb und publizierte, und ein Dichter japanischer Sprache. Mit seinem Werk steht er in der Kulturgeschichte zusammen mit Galileo, Kepler, Goethe, Schrödinger, Terada und anderen Persönlichkeiten, für die Naturwissenschaft und Literatur eng in ihren eigenen Schriften verbunden waren. Ganz nahe ist er seinem österreichischen Kollegen Erwin Schrödinger, da sie beide in der gleichen Zeit der Entwicklung in der Physik standen und sich direkt zu Lyrik bekannt haben – sie publizierten eigene Gedichtbände. Sie haben sich dem breiten Popularisieren von Ideen sehr intensiv gewidmet. Darüber hinaus wurden beide in Liebesaffären-Skandale verwickelt. Wissenschaftlich haben sie sowohl bahnbrechend im Zentrum des Geschehens gestanden, wie auch aus einer marginalen Position das Zentrum hinterfragt. Eine Synthese zwischen kulturellen Traditionen und neuen Denkweisen war ihnen beiden wichtig. Ishiwara war einer der ersten bedeutenden japanischen theoretischen Physiker und beschäftigte sich unter anderem mit Quantentheorie, Kernphysik und Relativitätstheorie. Erwin Schrödinger (Österreich, 1887–1961) ist eine der Hauptfiguren in der Wissenschaft des 20. Jahrhunderts, insbesondere wegen seines grundlegenden Postulats der Quantenmechanik, der Wellengleichung.

Japan ist mit meiner Kindheit verbunden. Meine Großmutter pflegte bei Dämmerung alles liegen zu lassen und setzte sich mit mir an das Fenster zum Schweigen. Meine Eltern meinten, dass sie Strom sparte und deswegen erst bei voller Dunkelheit die Lampen anschaltete. Doch es ging nicht um Stromsparen, sondern um die Sparsamkeitsübung des Geistes. Sie lehrte mich, Licht und Schatten zu beobachten, regelrecht zu studieren. Später, als ich das *Lob des Schattens* von Junichiro Tanizaki las, hatte ich das Gefühl, zu meiner Kindheit zurückzukehren. Von Ishiwaras Gedicht habe ich gelernt, dass ich dankbar sein soll, überhaupt etwas über das Licht zu begreifen. Ich muss meine bulgarische Übersetzung von seinem Gedicht beenden, doch davor brauche ich die deutsche. Es scheint mir natürlich, erst eine deutsche Übersetzung zu fertigen, denn Jun Ishiwara schrieb auf Deutsch.

Ich glaube, wir schaffen es mit der Dunkelheit. Es ist schon lange hell, hell und sonnig, aber die

Dunkelheit des Sturms weicht nicht aus. Wir müssen Erde kaufen, um das Haus zu schützen. Das Haus liegt unterhalb einer Straße, deren Kanalisation nicht auf so viele Bewohner ausgerichtet ist, und schon gar nicht für Stürme vorbereitet. Wenn das Wasser mehrsprachig spricht, schweigt die Straße. Dieser Verrat in der Kommunikation irritiert. Schwarz ist die Erde, wenigstens die drei Tonnen, die wir kaufen mussten. Wir verteilen sie ums Haus, das Wasser würde das nächste Mal auf mehr Widerstand stoßen. Die geschippte Erde glänzt eher braun, da der Himmel nun weniger Wolkenschatten wirft. Nichts ist perfekt, um nur weiß oder nur schwarz zu sein. Schrödinger unterschied in einem Gedicht Schatten von Dunkelheit darin, dass sie Ränder haben. Sie haben Angst, jemanden zu verletzen, spiegeln das Zusammenspiel zwischen dem Licht, dem Körper und dem Beobachter. Man kann sie nicht eingefangen, kann sie sehen, aber nicht verstehen. Sie sind nur eine Sehnsucht nach Wissen, das nie erreicht werden kann. Auch der Dichter Jun Ishiwara strebt nach einem Ideal. Unsere Sinne täuschen, unsere Wege sind voller heimtückischen Dornen, das einzige, was nicht vergeht, ist *Shin*, das Wahre, was nicht erreicht werden kann.

In mir funkeln viele Varianten der Übersetzung des Titels dieses Gedichts mit meinen eigenen Wörtern. Aber ich weiß nicht, ob mir die deutschen Wörter eigen sind, ob meine Interpretation von Ishiwaras Gedicht, da ich vom Japanischen kaum eine Ahnung habe, eher meine Worte sind. Und wie ich etwas überhaupt *meines* nenne, wenn ich immer wieder, nach jeder Überschwemmung, nach jeder mehrsprachigen Kommunikation erbarmungslos aussortiere.

Ich las mit zwölf Jahren auf Bulgarisch japanische Mythen und kurze Gedichte ohne den Hauch einer Idee von Japan. Ich fand sie aufregend und sehr verwandt mit den mir bekannten skandinavischen Sagas und Gedichten. Die Präzision und der durchdringende Blick, mit dem man der Natur und sich selber Respekt zollte, faszinierten mich. Der lyrische Zauber kam von der Geschwindigkeit der Bewegung und zugleich von den langsamen Wegen des Geistes als Antwort auf diese Geschwindigkeit. Ich war durch diese Welt voller gleichzeitiger Klarheit und Mystik glücklich. Einer der Gründe selber zu dichten. Japanisch, diese Sprache, die man mit Tinte am besten schrieb, schien mir geheimnisvoller als die Physik der Sterne, die ich gerade studierte. Fabelhaft schien mir die Art des Denkens in einer Sprache, die Plural und Singular relativiert. Das entsprach vollkommen dem gerade in der Quantenmechanik Gelehrten. Später, während meiner Promotionszeit über kulturelle Einflüsse beim Transfer von Wissen empfand ich als großartig die Tatsache, dass in Japan Tradition nicht weichen musste, wenn das Neue kam; sie hatten zusammen ihren Platz und bildeten Mischungen.

In seinem Gedicht vermischt Jun Ishiwara modernstes Wissen und Mystik. Einstein und No Theater sind durch das Wort *Yugen*, mystischer Zauber, zusammengebracht. Der Autor dichtet in zwei sich entgegenstehenden Formen in ein und demselben Gedicht – einerseits gibt es darin Passagen, die in

alter japanischen Tradition mit Distanz beobachten, andererseits gibt es Passagen, die aus der Lyrische-Ich Position singen. Eine Mischung von Abstraktem und Konkretem in der Sprache ergibt eine Synthese von Gegensätzen. Phonetische und traditionelle Schreibweise der Wörter koexistieren, buddhistische und christliche Assoziationen spiegeln sich in Wörtern wider. Die Bescheidenheit unserer Existenz braucht *Shin* und *Sukui* und *Yomigaeri* (das Wahre, Rettung/Schöpfen, Auferstehen/Wiederkehren). Man begreift durch die Vorstellungskraft, appelliert das Lyrische Ich Ishiwaras.

Ishiwara publizierte seinen allerersten Artikel auf Deutsch 1909. Von 1911 bis 1914 verbrachte er Zeit bei A. Sommerfeld in München und A. Einstein in Berlin und publizierte sechs Artikel auf Deutsch, u.a. in *Annalen der Physik* 1913, und zwei auf Japanisch. Im Mai 1914 kehrte er nach Japan zurück, wo er die volle Professur an der Tōhoku Imperial Universität bekam. Das intellektuelle Europa in dieser Zeit war dem östlichen Denken zugeneigt. Im Japan der Taisho-Ära traten Internationalismus, Säkularismus und Demokratisierung an Stelle der auf Nationsbildung orientierten Meiji-Ära ein. Doch auch in einem moderneren Japan endete 1921 Ishiwaras Karriere als Physiker. Verliebt in die Dichterin Hara Asao (1888–1969) verließ er seine Ehefrau und fünf Kinder. Als die Beziehung publik wurde, machte die Presse sie zu einem gutdokumentierten Skandal. Es war gerade die Zeit des ersten Erblühens von Klatschzeitschriften in Japan, die gerne den Wunsch von modernen Frauen, sich frei auszudrücken und ihr Leben selbst zu gestalten, mit pikanten Skandalen vermischten. Ishiwara bekam nie wieder eine akademische Position. Teilweise rehabilitiert wurde er 1931 als er leitender Lektor der naturwissenschaftlichen Zeitschrift *Kagaku* (Wissenschaft). Er verfasste zahlreiche Lehrbücher, er widmete sich intensiv dem Literarischen als Tanka-Dichter und Verfasser von wissenschaftspopulären und journalistischen Texten, er wurde – wie seine Physiker-Kollegen in Europa – Autor philosophischer und aufklärerischer Texte. Aus ähnlichen Gründen – weil er dichtete und weil er Affären hatte – wurde Erwin Schrödinger in dem amerikanischen Wissenschaftsbetrieb unwillkommen und widmete sich mehr den philosophischen Aspekten seiner Theorie, die einen direkten und sehr bedeutenden Einfluss für die Entdeckung der DNA hatten. Es kann auch gut sein, dass die Unterbrechung von Ishiwaras Physiker-Karriere nicht nur an seinem Lebensstil lag. Konservative akademische Kreise, über die sich auch Torahiko Terada beklagte, waren von diesen jüngeren, ehrgeizigen und international gut verbundenen Widerständen wahrscheinlich irritiert worden.

Jun Ishiwaras Namen als Physiker, als Mensch und als Dichter ist auf jeden Fall schicksalhaft verbunden mit der Relativitätstheorie. Er war die Hauptfigur bei dem Transfer der Relativitätstheorie nach Japan und der wichtigste Zeuge für Einsteins Ausführungen über die Entstehung dieser Theorie. Ishiwara begleitete Einstein auf dessen 43-tägiger Japan-Vortragsreise 1922 und übersetzte für ihn. Darauf entstanden einige Gedichte, in denen er sich poetisch mit Einsteins Theorie auseinandersetzt, darunter auch 黒く究まる光.

Der Besuch Einsteins war in Japan eine Sensation. Er wurde von großen Massen enthusiastischen jungen Menschen bejubelt und seine Vorlesungen fanden in überfüllten Auditorien statt. Viele Japaner gaben 3 Yen, damals eine nicht kleine Summe, um ihn zu hören, oft ohne etwas zu verstehen und manchmal sechs Stunden lang. Diese Popularität hatte mehrere Gründe. Der Philosoph K. Nishida hatte dem Herausgeber der linken Zeitschrift *Kaizo* in Kyoto, Sanehiko Yamamoto, Albert Einstein nach Japan einzuladen empfohlen. In populären Zeitschriften und Zeitungen klärte man schon vor seiner Ankunft über ihn auf. Dazu kam es, dass die Verleihung des Nobelpreises an Einstein während dieser Reise bekannt wurde. Einstein wiederum war von Japan nicht weniger beeindruckt als die Japaner von ihm. Er schrieb im Brief an seine Söhne, dass er die bescheidensten, intelligentesten, rücksichtsvollen und die Kunst am tiefsten fühlenden Menschen in Japan traf.

Am 14. Dezember 1922 sprach Einstein über die Entstehung seiner Theorie vor Studenten an der Kyoto Imperial Universität. Ishiwara suchte im Verlauf des Vortrages dessen Gedankenfluss auch schriftlich zu fixieren. Daraufhin veröffentlichte er seine Dolmetschernotizen mit einer Einleitung in einer Japanischen Version in der Zeitschrift *Kaizo* und später in dem Buch *Einstein kyoju koen-roku* in 1923. Die originalen Notizen sind der Nachwelt leider nicht erhalten geblieben. Der Text erschien erst 1979 in englischer Übersetzung. Einstein spricht dort oft irgendwie „japanisch gefärbt“. Zurück blieben auch Zweifel an der Authentizität der in die englische Sprache übertragenen Versionen, die sich in manchen Aussagen, unter anderem über die Rolle des Michelsons-Experiment unterschieden (Ogawa 1979, Ukawa 1982, Ono 1983). Eine Anregung zur Bearbeitung einer deutschen Übersetzung geht auf ein Kolloquium des Zentralinstituts für Astrophysik der Akademie der Wissenschaften der DDR vom 27.–30. April 1981 in Potsdam und Caputh zurück. Unter dem Titel *Jun Ishiwaras Text über Albert Einsteins Gastvortrag an der Universität zu Kyoto am 14. Dezember 1922 (Eine Übersetzung aus dem Japanischen)* erschien der Text auf Deutsch von Hans Joachim Haubold und Eiichi Yasui in *Archive for History of Exact Sciences* in 1986 als eine unabhängige Übersetzung ins Deutsche mit zahlreichen Kommentaren, Hinweisen und stark an Hand anderer Arbeiten Einsteins bearbeitet. „Es bleibt ein philologischer Versuch, den ursprünglich von Einstein in deutscher Sprache gehaltenen Vortrag, den Ishiwara mit einer von uns nicht einschätzbaren Akribie nachgestaltete, zu errahnen“, schrieben die Verfasser. Die Geschichte von der Entstehung der Relativitätstheorie ist somit eine Übersetzungsgeschichte zwischen dem Japanischen und dem Deutschen. Sie bleibt auch eine Geschichte einer tiefen Freundschaft zweier großen Persönlichkeiten.

Wie „akribisch“ Jun Ishiwara war, kann ich natürlich heute schwer nachvollziehen. Ich weiß nur, dass die Ausführungen Einsteins von keinem anderen so gut zu fixieren wären. Einstein und Ishiwara waren nicht nur als Physiker im Einklang, was ihre Publikationen zeigen –, sie waren sich auch menschlich sehr nahe. Während seiner Reise schrieb Einstein selber ein Gedicht für seinen Freund:

„Gedrängt das Volk, gespitzt die Ohren, / Sei sitzen alle wie verloren / In Sinnen tief, verzückt der Blick, / Ergeben in ein hart Geschick / Der Einstein an der Tafel steht / Die Predigt rasch vom Stapel geht / Und Ishiwara flink und fein / Schreibt alles in sein Büchlein ein“. Ishiwaras Gedicht, das an manchen Stellen als Ode an Einstein klingt, scheint gefärbt von ihren Gesprächen über die Einheit des Geistes und das Göttliche der Naturgesetze, parallel zu buddhistischen Ideen und der Bewunderung für Spinoza bei Einstein, der selber 1920 einen Gedichtversuch für Spinoza schrieb. Einstein schrieb simple gereimte Zeilen scherzhaft und legte keinen Wert auf sie. Aber er bekannte sich zur Musik als seine wichtigste Inspirationsquelle. Einstein glaubte fest an die Intuition und Inspiration als Basis der Entdeckungen in der Wissenschaft und – genau wie auch Erwin Schrödinger - an die enorme Wichtigkeit der Künste und der Leidenschaft für das Erwerben von Wissen. Schrödinger sah in der Lyrik die größte innere Fähigkeit des Menschen, Irrtümer zu überwinden. Die Dichtung als einzige besitzt die „Kraft, die Krummes gerade biegt“. Als Philosoph beschäftigte er sich mit dem Wesen der Vererbung, mit der Übertragung von Vergangenen in die Zukunft. In seiner Poesie preiste er die Liebe als Motor der Erkenntnis. Unter anderem legen Ishiwaras Verse an, dass sich Raum und Zeit kreuzen, um die ultimative Ästhetik der Unendlichkeit zu erlauben und dass ihr Verschmelzen (chemisch) *Yugo* uns in sich einschließen (Liebe) *Hooyo* wird, wenn wir die Sprache der Mathematik verstehen.

Viele Repräsentanten der neuen Ideen in der Wissenschaft hatten ein atypisches Ehe- und Liebesleben, verglichen mit der gesellschaftlichen Norm der Zeit. Das galt für Einstein wie für Ishiwara. Die Wirkung davon reichte bis zu den Geisha-Kreisen in Kyoto, wo man während Einsteins Besuch Liebeslieder über „Einstein Aitai-sei Bushi“ sang. So war die Theorie zweifach „lost-in-translation“. Einerseits wird es immer wieder sprachlich missverstanden, dass es darin um Relativierung im Leben geht und dass auch moralische Tatsachen relativ sind. Die Verwendung des Wortes im Alltag überschattete die Bedeutung des theoretischen Begriffs. Andererseits gab es eine anekdotische sprachliche Verwechslung. Ursprünglich wurde der Begriff Relativität als „Sōtai-sei“ bekannt. Dadurch, dass das chinesische Zeichen für „Sō“ auch „Ai“ gedacht werden kann, wurde dies auch als „Aitai-sei“ gesprochen. Viele junge Menschen in Japan assoziieren „Aitai-sei“ gleich mit Liebemachen. So wurde Einsteins Theorie leicht mit offenen Liebesbeziehungen verbunden. Ishiwaras Skandal trug dazu bei, sodass möglicherweise die lächelnden Gesichter bei Einsteins öffentlichen Vorträgen in Übersetzung von Jun Ishiwara nicht immer nur mit der Höflichkeit der Japaner zu tun hatten. Heute sprechen die Physiker in Japan ohne jegliche Assoziation mit der Geschichte Ishiwaras über *Sōtasei no genri*.

Die direkte Wirkung dieser Theorie innerhalb der japanischen Physik blieb eher aus. Aber ihre Rolle war groß. Inhaltlich öffnete der Transfer der Relativitätstheorie die Türe für einen vollkommenen Transfer der Quantenmechanik. Organisatorisch wurde er ein Segen für die japanische Wissenschaft, weil es in einer Zeit kam, als die Regierung alles daransetzte, nur Angewandtes zu fördern. Die breite

Öffentlichkeit in Japan wurde empfänglicher für Ideen der westlichen Wissenschaft. Zu dem trug auch die Lyrik Ishiwaras bei. Im gedankenreichen Gedicht 黒く究まる光 spricht das Lyrische Ich direkt sowohl den kundigen Leser wie auch das breite Publikum an.

黒く究まる光, / それは同時に白光です – mit diesen zwei sich im Gedicht wiederholenden Zeilen erreicht der Dichter eine Synthese der Denkweise der mathematisch-orientierten Physik, der Kraft des poetischen Bildes und der tiefen philosophischen und kulturellen Fragen des Menschen. Das wird insbesondere deutlich bei dem Versuch, die Verse ins Deutsche zu übertragen: Schwarz ist das Licht dort, wo es seine Grenzen erreicht hat, schwarz ist das Licht, wenn es seine Unendlichkeit erreicht hat, ein schwarzes abgrenzendes Licht, Licht schwarzen Kreises, ... und es ist gleichzeitig ein weißes Licht. Das Gedicht fängt auch mit dem Bild einer unbeschreiblichen, nicht erfassbaren Substanz des Universums. In der Unendlichkeit fließt sogar das Licht in sie über. Spätestens mit dem Nobelpreis für Physik in 2011 wissen wir, dass die uns unbekanntes Dunkle Energie und Dunkle Materie zusammen etwa 95 Prozent des Universums entsprechen. Nur durch ihre Existenz können die Bewegungen der sichtbaren Materie erklärt werden. Ihnen wird eine wichtige Rolle bei der Strukturbildung und Entwicklung im Universum zugeschrieben. „Es könnte ein alles durchdringendes Energiefeld geben, das auch da wäre, wenn sonst nichts existierte“, erklärt der Astrophysiker Günther Hasinger. In gleicher Weise sprach Einstein vom „verrückten Erstaunen über die Harmonie der Naturgesetzmäßigkeit, in der sich eine überlegene Vernunft offenbart“. „Die Gesamtzahl aller »Bewusstheiten« ist immer bloß »eins«.“ schrieb Schrödinger. Wenn man sich in der deutschen Sprache ausdrückt, in dem gewisse Begriffe, die in anderen Kulturkreisen einen weiteren Sinn haben, eingeeengt und spezialisiert worden sind, ist es nicht so einfach, über Bewusstsein nur in Singular zu denken, dessen Plural wir nicht kennen.

In seinem Gedicht feiert Ishiwaras die Erweiterung unserer Sicht auf das Universum durch Einsteins Theorie und nutzt dafür das alte Wort *Yugen*. So suggeriert er, dass die genaue Beschreibung von Raum nur mit alten Begriffen vermittelt werden kann und ein neues Raumgefühl, das der Relativitätstheorie entspricht, schaffen. Im zweiten Teil des Gedichts bringt er wieder Einsteins Namen ins Gedicht und wechselt den lyrisch-philosophischen Ton zur Ode und dann zur Ansprache: „*Meine lieben Freunde, versuchen Sie es sich, bitte, vorzustellen*“. Dann entwirft er ein leidenschaftliches Bild des Relativitätsprinzips, malt, wie die Sonne und die Sterne ihre *Atsumi* (Tiefe) verlieren. Er verführt den Leser, mit dem Licht durch das All zu rennen, denn wenn wir die Kugel der Sonne und die Sterne flach sehen, wird alles augenblicklich. Freude, dass die Grenzen des Jenseits wenigstens ein bisschen gerückt haben, sprüht auch im letzten Teil des Gedichts. Das Bejahen des Lebens und der Ideenwelt wird durch dadurch betont, dass *Byakko*, das weiße Licht, hier phonetisch geschrieben ist, und dadurch nahe an der Bedeutung für Aphrodisiakum ist.

Leider kann ich die Lyrik Jun Ishiwaras nicht leicht lesen. Diese ist, soweit mir bekannt, nicht in

Übersetzung vorhanden. Mit der Hilfe befreundeter Kollegen, dem Physikhistoriker Professor Takehiko Hashimoto von der Tokyo Universität und der japanisch-deutschen Schriftstellerin Yoko Tawada, habe ich an mehreren Versionen einer Übersetzung des 黒く究まる光 Gedichts gearbeitet. Dieses habe ich – nicht anders als die Übersetzer von dem Kyoto-Vortrag Einsteins –, an Hand anderer Arbeiten von Ishiwara, Einstein und ihren verwandten Zeitgenossen sowie nach meinen eigenen Präferenzen interpretiert. Das Gedicht bietet einen Reichtum an Themen und Interpretationen, für die ich gern die Arbeitsweise Einsteins nutze, der sagte: „Ich amalgamiere an einem Ort alle meine Gedanken, meine Ansichten, meine Ideen, um eine Verbindung mit der Welt, über die ich am wenigsten etwas weiß, herzustellen“. Denn Japan ist für mich vor allem eins: Inspiration.

Ich blicke auf das Schwarze der Erde ums Haus, es ist schon Abend. Nachdem ich mich mit Ishiwaras Licht beschäftigt habe, sehe ich die Tatsache, dass das Wasser mit allen seinen Formen mehrsprachig präsent war, als nur natürlich. Es ist auch offensichtlich:

*Schwarz ist das Licht in seiner Unendlichkeit
und doch strahlend weiß.*

Berlin, im Juli 2017

Ishiwara Jun „Kuroku Kiwamaru Hikari“ (石原純「黒く究まる光」)

in Tzveta Sofronievas Interpretation aus dem Japanischen

Das Licht in seiner Unendlichkeit

I

1

Wind und Flammen, unbeschreiblich,
Äther des Alls, der nicht erfasst werden kann,
verwirrte Wahrnehmung, Sinnesirrtümer,
Versuchungen der Emotion, auf diese Erdenfläche, übersät von all dem,
ist ein Wissen gekommen, um zu wachsen,
ist über die vorliegende Gegenwart hinausgegangen
und ohne Umwege zu Ufer des Jenseits gelangt.

2

Gesegnet mit universaler Logik,
mit dem Ideal des endgültig Wahren,
unter dem nährenden Schutz der Naturwissenschaft,
schlendern wir auf schweren Pfaden mit Höhen und Tiefen,
durch dornige Büsche
über heimtückische Hürden ausschwärmend,

gerade zuversichtlich das Äußerste überwunden.

3

Einstein,
durch ihn erreichten unsere Gedanken
hohe Gipfel, egal wie steil diese waren.
Unserer Einstein,
dank ihm wurde unser Ausblick
grandios erweitert.

4

Seine Theorie erhebt sich weit über die Realität,
ruft großartige Erscheinungen.
Er verkündet Raum und Zeit
als mystischer Zauber,
der uns zum Staunen Schönes offenbart.
Wir, Menschen
atmen wahrhaft in diesem Raum ein,
in dieser Zeit,
uns soll die Vergänglichkeit des Lebens bewusst sein.

5

Intuition verwandelt sich stets, mal ruft sie Träume hervor,
mal Trugbilder, aber selbst wenn,
ist sie der Empfindung und der Wahrnehmung
nicht gänzlich fern.
Dagegen erlaubt die Wissenschaft
eine Metaerkenntnis der Welt.
Lasst uns zusammen mit Einstein
dahin gehen, wo sich
Zeit und Raum kreuzen,
unendlich, doch nicht endlos,
in eine Welt höherer Dimensionen.

6

Unsere Gegenwart,
die ganze Existenz
nur ein Augenblick, ein Staubkorn,
nicht mehr als ein Punkt in dieser Welt.
Doch die Erkenntnis,

fern und lang,
kann bis zu den Grenzen dieser Welt reichen.
Wenn ich Einsteins Abhandlungen öffne,
stoße ich auf viele mathematische Formeln,
auf römische und griechische Zeichen,
auf deutsche Buchstaben in ihren Variationen von Groß und Klein,
mannigfaltige Zusammenführung verschiedener Symbole, die
einen verborgenen Sinn
offenbaren.

7

Wenn ich müde werde
von dem komplizierten Umgang mit den Menschen,
wenn ich Ruhe brauche
von der Mühseligkeit in dem banalen Lebensumfeld,
finde es überaus ermutigend
solche Formeln anzuschauen.
Wie die reine Kunst
unermesslich Trost und Freude gibt,
führen sie mich in eine weite andersartige Welt
und mein Herz wird durch diese Erfahrung wiederbelebt.

8

Abstrahiert aus der Realität,
im vorliegenden Stand der Wissensentwicklung
scheint das Ganze in der Tat gegenstandslos.
Es ist jedoch durchaus
der reine Weg der Vernunft,
der das gesamte Universum durchdringt.
Jedes Mal, wenn ich damit in Berührung komme,
denke ich augenblicklich an die Reinheit der Jungfrau,
die mit Sehnsucht nach einem Ideal vorschreitet.
Und das ist nicht das falsche Ergebnis einer vorübergehenden Verwirrung,
es sind die Gesetze der Logik, die
mit unserem Sinnesbild übereinstimmen, zwei Herzen in einer Brust,
wir werden ohne diesen erhellenden Gedanken nicht mehr auskommen.

9

Ein Lichtstrahl,

der ewig glänzend leuchtet,
wird die Reinheit der Jungfrau
immer schützen.

Und unsere menschliche Existenz
zum edlen ultimativen Ideal führen.
Ein klares Bild des Geistes.

10

Das Wahre,
wir benennen es.
Alles, was wir berühren
nimmt in unserer Wahrnehmung Gestalt an,
um gleich zu verschwinden,
nur dieses Wahre ist unvergänglich.
Ewigkeit, Beständigkeit, Bestimmtheit.

Nichts anderes wünschen wir uns,
wir ersehen einzig diese Rettung

11

Wechselhafte Welt der Menschen.
Emotionen gehen in Fetzen auf,
voller Skepsis, rettungslos.
Gelbe Erde, blaues Feuer,
abscheulicher Wind aus Zinnoberrot,
sie üben großen Reiz aus,
beunruhigen unsere Sinne.

Wir begegnen tiefem Leiden,
gepaart mit unerträglichem Qual,
wir bemühen uns, sie zu besiegen,
doch die Schwächen der Gefühle
verletzten häufig unsere Herzen.

12

Schwarz ist das Licht in seiner Unendlichkeit
und doch strahlend weiß.

Das Wahre,
daraus schöpfen
unsere flüchtigen Herzen
und werden nur durch diesen

immerwährenden Lichtstrahl sesshaft.

II

13

Trübungen, Unklarheiten

möchte ich zusammen mit jenem Einstein beseitigen,
einer transparenten und unabhängigen Welt, in der
alleine die Regeln der Logik erlaubt sind und einen symmetrischen
ästhetischen Inhalt durch zahlreiche Symbole gezeichnet wird,
in der sich Raum
und Zeit kreuzen,
so einer „Welt“
werde ich mein Herz anvertrauen.

14

Was für eine Schönheit
wartet auf mich dort.

Der relative Raum,
die relative Zeit,
während ihrer Kreuzung
wie in einer Mosaik aus altem Ägypten
wird das Naturgesetz aufgeladen.
Die Form ragt
wie ein Pyramide-Denkmal auf.
Und manchmal
zeigt sich wie eine *Scheseq-Anch* Sphinx
sein geheimnisvoller Halbkörper.

15

Ich lasse mein Herz in sich sinken,
und so, in der unbegrenzten Welt der Rätsel,
in der die Natur wohnt,
kann ich das Licht,
das Spiegelbild meines Selbst ist,
erkunden.

In dieser Zeit wird mein Gehirn
von wahren Klarheit durchdrungen,
ich winde mich in einer Atmosphäre

voller Freude.

Ich fühle ich mich als würde meine Haut ganz nahe
den warmen Atem meiner Geliebten spüren,
ich werde reich.

16

In dieser absolut invarianten „Welt“
ist mir zu leben gegeben.
Raum und Zeit,
obgleich in unserer Wahrnehmung sehr verschieden,
verschmelzen
und schließen uns in ihre Umarmung ein.

17

Oh, seine ewige „Welt“, werde ich posaunend loben.
Wir können nicht genug einem Menschen,
jenem Einstein, danken,
er hat uns diese Wirklichkeit gezeigt.

18

Meine lieben Freunde,
versuchen Sie es, bitte, sich die Realität, in der wir
miteinander leben, und wie sie wirklich aussieht, wenn
man sie aus der Perspektive dieser „Welt“ betrachtet,
vorzustellen.

Unser armseliger Raum,
darin entstehen alle möglichen Verzerrungen,
alle Dinge schrumpfen verdächtig
vor unseren ahnungslosen Augen.
Nicht einmal auf die flüchtige Zeit
die für unser Leben bestimmt ist,
können wir dauerhaft zählen,
diese Vollauf zu haben.

19

Angenommen rennen wir mit dem Licht
durchs All, unsere Einbildungskraft hilft,
dann wird diese runde Erde, auf der wir leben,
oder die Kugel der Sonne
und auch das gesamte Firmament der leuchtenden Sterne

nichts anderes als Flächen

ohne jegliche Tiefe.

Man würde nicht einmal

das Vergehen der Zeit

vernehmen.

Alles flach,

alles jetzt.

20

Die gewöhnlichen Leute

mit ihrer engen Vorstellung

lehnen Andersartigkeit als Halluzination ab.

Arme Menschen.

Lasst eure Herzen Demut lernen,

schenkt der Stimme des weiten Himmels

die Aufmerksamkeit eurer Ohren.

Liebe Leute,

ihr werdet gebeten,

eine beeindruckende Zahl wunderschöner Formel

und alle Rätsel

für euch zu lösen.

Und wenn Ihr die wahre Bedeutung verstanden habt,

die die Zahlen in sich verbergen,

werdet Ihr in der Lage sein,

Einstein zu folgen und

sie aufrichtig zu bejahen.

21

Einstein,

Ich liebe ihn unendlich.

Ich respektiere ihn aus tiefstem Herzen.

Er hat unsere selbstgefällige Welt

nahe der Grenze des Jenseits

gerückt,

was für ein Wohltäter.

Einstein,

ich werde seinen Namen singen.

22

Schwarz ist das Licht in seiner Unendlichkeit
und belebendweiß zugleich.
Das Wahre erfüllt
weit und breit unsere Welt.

23

Auch wenn man es hindern würde,
wenn jemand es anhalten wolle,
würde es bis zum ewigen
Jenseits durchleuchten.
Und so wird unseres Wahre
unsterblich
ruhig und sonnig leuchten
im Spiegelbild unserer bescheidenen Seele
in unserer schönen,
wunderschönen Welt hin zur Erkenntnis.

deutsche Fassung aus dem Japanischen: Tzveta Sofronieva

*eine erste Version der Übertragung in Vorbereitung für das Nagoya-Symposium über Interkulturalität 2017
mit einem Dank an Takehiko Hashimoto und Yoko Tawada für die überaus freundliche Unterstützung*

© Tzveta Sofronieva, 2017

Lydia Mischkulnig

Die Interkulturalität und Japan

oder

Was Japan zur Subjektbildung meiner Person beitrug

Wien, 2017

Japan ist eine Insel. Die Regeln sind strikt. Erklärungsliteratur über Japan gibt es zu Hauf. Oberflächenbeschreibung und Ordnungsgrößen einer Kultur stehen zur Diskussion. Unterschiede und Ähnlichkeiten. Urlaub von der eigenen Kultur lässt sich auf der weit entfernten Insel in einer engmaschig gemanagten Gesellschaft mit fast erreichter Vollbeschäftigung im Gefühl der Sicherheit machen. Die Häfen, für 250 Jahre geschlossen, sind seit 1853 offen. Das Land hat die kolonialistische Epoche verdaut und erzeugt nun friedlich wie viele Festlandkulturen mit ihren Konsumgesellschaften Müll. Im besonderen Atommüll. Die Kulturindustrie arbeitet an der Verwertung der Kultur durch Klischeeverbreitung. Die japanische Totalitarität hat ihren Untergang erlebt wie die europäische.

Auch die japanische Kultur hat nach Adorno ihr Misslingen bewiesen. Vernichtung und Mobilisierung zur Vernichtung haben die Fratze der Kultur gezeigt. Wie soll man verfahren? Sich beteiligen oder entziehen? Wo lässt sich in Japan heute „überwintern“, zwischen Hello Kitty und Fukushima. In der Wissenschaft und in der Kunst? Oder gelingt es in Fiktion zu überdauern und aus ihr Wirklichkeit zu schürfen, die neben dem wirklichen Japan und seiner Erfindung von Japan koexistiert.

Wirklichkeit ist so wertvoll wie Gold. Man kann mit ihr eine Währung errichten, die Verlässlichkeit schafft. In der Kunst und im Besonderen in der Literatur ist man auf die Wirklichkeit angewiesen, die in der Kunst das kulturelle Erbe und seine Geschichtlichkeit aufbewahrt. Wie sieht diese Wirklichkeit in Fiktion aus?

In japanischer Währung wurde ich bezahlt, um über europäische Wirklichkeit zu sprechen, aus der ich erwachsen bin und deshalb davon erzählen sollte. Mein Ich spaltete sich in ein inneres und ein äußeres Ich und sie gerieten in einen Streit miteinander, weil das eine Ich dem anderen sagte, du spielst dich ja nur als Expertin deiner europäischen Herkunft auf, du erzählst ja nur nach, was dir beigebracht worden ist. Wer bist du denn selber? So beschloss ich in Japan als eine Nacherzählerin aufzutreten und zählte die Daten in der Geschichte auf und die Geschichte selber, um einen kleinen Teil von Europa zu erklären, und damit von mir, wie ich meinte. Ich bin dann nur auf Literatur gestoßen, die Wirklichkeit erzählt und Wirklichkeit ist, die ich mitgebracht hatte, um von den Beispielen, den Blickwinkeln auf ein Europa zu verweisen, das meines beschreiben könnte, weil es mich zusammensetzt.

Roland Barthes hat in General Nogis letztem Portrait, das dieser einen Tag vor seinem Seppuku abfertigen ließ, die Leere in dessen Gesicht beschrieben und mit dem Zeichen der Leere gespielt, eine japanische Ikone zur Wirklichkeit zu bringen. Er hat es unterlassen ein wenig gründlicher zu forschen, um auf die Eitelkeit des General Nogis einzugehen, die Akutagawa in seiner Erzählung „Der General“ aus japanischer Sicht und Kritik hervorstreicht.

Der französische Semiotiker beschreibt den Nahrungsstrom des Pachinko Glücksspiels, der im Glücksfall einen Shit-Storm durchfallender Metall-Kugeln geradezu defäkiert. Eine gründlichere Recherche fördert zu Tage, dass diese Kugeln eingeschmolzenes Kriegsgerät sind. Die Besatzungsmacht der Amerikaner hat Panzer und Kanonenrohre, Flugzeugschrott und Waffen in eine Glücksmunition für Automaten verwandelt. Das ist in Wirklichkeit auch Interkulturalität.

Meine Wirklichkeit ist eine Wirklichkeit, die mir interkulturell erscheint, weil jedes Du auf mich strukturell umbildend wirkt, und ich in der Kunst durch spielerische Methoden umzumünzen versuche. Wer ist denn in meinem Gebiet in der Lage, Wirklichkeit zu repräsentieren, wer hat sie erzeugt und welche ist gültig, als solche anerkannt und gestellt zu werden, ohne dass sie sich in Beliebigkeit und Subjektivität entzieht? Ich spreche also von kulturellen Strukturen und fasse sie zu einem System zusammen, dessen Symptomträger ich bin. Kultur ist, alles was den Menschen und sein Werk vom Tierreich unterscheidet. Insofern ist Interkulturalität ja selbst Kultur – und Kultur

erzeugt Müll, denn alles was konsumierbar ist, wird Müll und nur das Wissen wird nicht Müll, sondern absorbiert und weitergegeben und in der Kunst wird das geschichtliche Zittern bewahrt.

Die Essays von Jean Amèry heben Holocaust-Wirklichkeit auf und bannen und lösen den Schrei des Überlebenden ohne ihn zu illustrieren. Kafka erzeugt mit der Erzählung „In der Strafkolonie“ eine Wirklichkeit, die eine Foltermaschine und die das dazugehörige System einer Maschinerie vorstellt, die ihre Grausamkeit kommensurabel für den Leser macht, weil er nicht in die moralische Beurteilerrolle, zum Richter, gedrängt wird.

Ich habe mit diesem Text das beschworene al traumhafte „Kafkaeske“ verstanden, das ein Kopfschütteln erzeugt, welches die Geschichte provoziert, weil es mich mit einer Ahnung von der unvorstellbaren Grausamkeit der Wirklichkeit in Berührung bringt. Das alte Prag, das jüdische Prag, das deutschjüdische, deutschjüdischfeindliche Prag der K und K Monarchie ist in meiner zerebralen Geographie ein dreidimensionales Geflecht aus Zeiten und Örtlichkeiten, an denen ich immer absent gewesen sein werde, und trotzdem zählen sie zu meiner Kultur. Für dieses Ich, das nach außen spricht, und für dieses Ich, das mit sich allein ist, um sich nach draußen in die Wirklichkeit zu hangeln, waren Kafkas kulturelle Bedingungen, in denen seine Werke entstanden sind, maßgeblich zur Subjektbildung als ein Unbehagen in der Kultur und in jeder Kultur.

Auf den Feldherren Nogi stieß ich in Japan, als ich gewöhnliche, japanische Gänsespiele studierte, deren Ästhetik mich bezauberte und gleichermaßen irritierte. Holzschnitt-Ästhetik und Szenen der Kriegsgrausamkeit gestalteten die Narration vom Sieg der Japaner im russisch-japanischen Krieg am Anfang des 20. Jahrhunderts auf dem bebilderten Brettspiel. Das Zielfeld lag in der Mitte der als Spirale gestalteten Lauflinie. Im Zielfeld war der japanische Feldherr mit dem russischen Verlierer in klarer Linie und kolorierten Flächen cartoonhaft abgebildet. Das Startfeld des Spieles aber war viel auffälliger, weil es mit einem Foto des japanischen Admirals Togo beklebt war. Beide Kämpfer hatten im russisch-japanischen Krieg den Sieg zu verbuchen und ihnen zu Ehren war das Spiel veröffentlicht worden. Ein dokumentarisches Foto der Kapitulation der Russen am Ziel hätte Nogi realistisch und eindrucksvoller für damalige Zeiten repräsentiert, als die üblichen Zeichnungen. Die Spielehersteller lebten von der Sensation gestalterischer neuer Mittel, wie dem Foto, noch dazu in opportunistischer Verwendung der aktuellen Themen und Nachrichten wie dem russisch-japanischen Krieg. Meine Recherche ergab, dass das Foto von der Kapitulationserklärung der Russen an die Japaner deshalb nicht existiert, weil in der Wirklichkeit diesen historischen Moment kein Fotograf in anwesend sein durfte, da man den besiegten Feind mit einer realitätsgenauen Wiedergabe nicht demütigen wollte. Die Grausamkeiten des ersten modernen Krieges des zwanzigsten Jahrhunderts gipfelten in einer diplomatischen Barmherzigkeitsgeste. Interkulturell wirkende Kultur. Die Wirklichkeit reißt zum Kopfschütteln über die Kultur hin.

Keine Kultur verfügt über einen Quadratmeter, der nicht auf Barbarei begründet sei, belegt die

Dialektik der Aufklärung eine These nach Theodor Adorno und Max Horkheimer. In meinem Lehrjahr in Japan brachte ich mir und den Studenten die Figur des „autoritären Charakters“ nahe. Wo ist die Grenze zwischen Gehorsam und Unterwerfung für den Einzelnen in der Gesellschaft und ihrer Kultur zu ziehen?

Es gibt wohl kein Thema bei dem ich so allein bin, mich nach außen als Vertreter einer Kultur zu zeigen, indem ich mich aus meiner Kultur herausschälte, um als Beobachter zu fungieren, und nun doch als Kulturträger gesehen zu werden, der im Zwischenraum von innerem und äußerem Ich mit einem inneren und äußerem Du ins Gespräch tritt, wo endlich das Interkulturelle – nämlich der reziproke Austausch – geschehen soll.

Dieses ominöse Du erfährt durch mich eine Wirklichkeit, während ich mich durch diesen Austausch im Moment der Begegnung doch schon wieder verändere. Auf mein Wissen von Wirklichkeit greife ich zurück und formuliere Fragen, um zu prüfen, ob ich überhaupt in die Zone des Verstehens gerate? Einander zu verstehen ist eine komplizierte Sache.

Es traf mich wie ein Blitz, als wir die Verwandlung von Gregor Samsa lasen. Die Meistererzählung Franz Kafkas war den meisten Japanern im Hörsaal unbekannt. In der Tat waren die Studenten auch mit der Person Kafkas nicht vertraut. Von seinem Unbehagen in der Familienkultur und seiner K.K. Pragkultur war zu unterrichten. Schon nach der Lektüre des ersten Absatzes der Erzählung erwartete ich ein Zeichen des Entsetzens auf den Gesichtern, als der Tuchhändler und Handelsreisende Gregor Samsa nach seinem Aufwachen entdeckte, dass er sich über Nacht in ein Ungeziefer verwandelt hatte. Vielleicht war das Ungeziefer ein zu schwaches Wort auf Englisch. Ich übersetzte es mit Buck oder Vermin. Vielleicht war es aber auch der fehlende Kontext der Nürnberger Rassegesetze und das Wissen, dass Menschen als Ungeziefer bezeichnet zur Vernichtung geführt wurden, was diese um 1912 geschriebene Erzählung in ihrer dunklen Macht und klaren Sprache von heute aus betrachtet vorausahnte und paradoxerweise eine Wirklichkeit vorführte, die unsere Systeme zeigen, worin Menschen ausgeschlossen und entmenschet zugrunde gehen. Es handelt sich um einen gesellschaftlichen Mord bei Gregor Samsa, und was in der Geschichte als Unbehagen an der Wirklichkeit in der Familie aufgehoben ist. Jedenfalls wollte ich nach einem Semester der Theorie und Literatur zum und über den autoritären Charakter die Leseerfahrung der japanischen Studenten nach dem ersten Absatz des im Vaterkonflikt und im Konflikt mit einer Spießerkultur liegenden Helden hören – kurz, ich suchte eine Bestätigung für meine Begeisterung an dieser Erzählung und ich erwartete das Überspringen des Funkens vom Ich auf das Du, das in seiner vielfältigen Splitterung seine Vereinigung im Funken des Einverständnisses sucht. Eine Zustimmung, dass es sich um einen ungeheuerlichen Erzählschnitt handelte, den Kafka für diese Geschichte um Schuld, Scham, Unterwerfung und letztlich Ohnmacht gegenüber der sich herstellenden Ordnung gewählt hat.

Vielleicht war meine Frage nicht eindeutig genug formuliert, als ich sie von meinem Flussufer zum anderen hinüberrief, was denn die Bedeutung einer solchen Verwandlung für eine Geschichte in

Gang setzte. Vielleicht rauschten unendlich vielen Erzählflüsse ineinander schwappend und sich miteinander vermischend zu laut. Vielleicht waren meine Worte untergetaucht und von der Strömung mitgerissen und deshalb nicht genau auf der anderen Seite gegenüber an Land gespült, sondern weiter unten des Flusslaufes im Geäst der Uferpflanzen verfangen und aufgefunden worden? Dieses Du war eine ganz andere Generation und das Ich an meinem Flußufer konnte die Gesichter sehen, die an meiner Frage herumrätselten und sich fragten, wo denn das Problem mit der Verwandlung eines Menschen in ein Ungeziefer eigentlich bestehe?

Die Studenten waren klug und verspielt und so sandten sie mir ihre Antwort zurück.

Die alpträumhafte Regression von Mensch zu Insekt, der Verlust der Sprache und der Sinne bis nur mehr vermoderter Unrat als Nahrungsquelle dient, die Abfindung mit der Situation und dem Tod, nachdem der Vater die Äpfel der Sünde nach dem Insekt geworfen hatte, bis alles in schuldloser achselzuckender Alltäglichkeit weiterlief, versetzte die Studierenden nicht in Fassungslosigkeit. Das Konzept von Buck, Vermin, war im Fluss der Erzählung auf dem anderen Ufer ganz anders angekommen, man verstand, wie ich verstand, das Insekt nicht als ekelerregendes Ungeziefer, sondern fragte sich, ob es nicht möglich wäre, Gregor Samsa als gepanzerten insektoiden schillernd schönen Rosenkäfer zu sehen, der als Prinz der Familie hervorginge und stolz auf seine Leistungen als Familienerhalter sein könne, anstatt an Herzschwäche zu sterben.

Wie könnte die Geschichte dann erzählt werden und weitergehen?

Ich redete von der Erbsünde, der Schuld und dem biblischen Paradies mit seinen Sündenfrüchten, den kulturellen jüdisch-christlichen Konzepten. Als ich vom Gottessohn berichtete, wie einst Nicolas Bouvier, der von einem Esel und einem Ochsen gewärmt, von einer Jungfrau geboren und von seinem barmherzigen Vater ans Kreuz genagelt wurde, verdrehten die Studierenden die Augen und begannen fassungslos die Köpfe zu schütteln – ganz gegen die kulturelle Konvention eine steinerne Miene zu bewahren. Japan war aus den Tropfen eines Urschlicks entstanden, mit Speerspitzen und Geschwistergöttern, bis eine Amaterasu herausgebildet war, eine Sonnengöttin, von der die Kaiser und alle Japaner abstammen. Auch ich schüttelte den Kopf. In Japan entsteht Schuld nicht durch Sünde, sondern durch Dankbarkeit, die nicht erwiesen werden kann. Sünde ist Schuld und in Japan sind Schulden Schuld. Eine buchhalterische Kultur wie meine. Samsa revoltiert nicht und in seiner Hingabe an das Schicksal stirbt er vor den Augen des Lesers in seinem achselzuckenden Kontext. Kunstvoll in der Ästhetik führt Kafka die Spießerkultur vor. Scham und Schuld schwimmen auf den Wellen des Flusses, an dessen Ufer wir nach unseren Zeichen und deren Bedeutungen fischen. Ein strahlender schillernder Rosenkäfer, wäre er wegen seiner Selbstverliebtheit verloren? Die Prägungen unserer Kulturen, so Benedict, sind die Konzepte von Schuld und Scham. Interkulturell kommen wir dann zu einer Überwindung? Ich stellte mir den Gregor Samsa wie einen liebebreizenden Prinz Genji in Gestalt eines Käfers vor, dessen Begierde keine Grenzen kennt und bis ins Verbrechen der Kindesentführung genussvoll ausufert, während Gregor als verklemmter Käfer und Schandfleck über

das Bildnis einer Venus im Pelz krabbelt. Wie könnte die Geschichte eines strahlenden Gregors verlaufen?

Der Bogen reicht von der Traurigkeit bis zur Kategorisierung als Seifenroman.

Ich merkte, wie ich in eine Verteidigung der Geschichte rutschte, mich von einem japanischzentrischen Blick in die Enge getrieben wähnte. Ich überprüfte mein Ich-System, das ich als Analyseebene für die Interkulturalität heranziehen wollte. Wäre ich ein japanischer Ich-Sager, dann würde ich mit dem Ich eine sprachliche Form abgeben, die meinen Platz in der Gesellschaft beschreibt, ohne viel beschreiben zu müssen, wurde mir gesagt. Wie lautet das Ich eines Insektes, fragte ich die Studenten? Wie kann man das Ich eines Handelsreisenden in das Ich eines Insektes in der japanischen Sprache mutieren lassen? Das Ich Gregor Samsas tauchte nur in der direkten Rede auf, ansonsten bleibt der Held personal und changiert in einer nüchternen Allgemeinbeobachtung auktorialer Ordnung. In meiner Sprache „Ich zu sein“, bedeutet dem Ich eine Form zu geben, die alles, was das „Ich“ behauptet, beweisen muss, *es* zu sein. Gregor Samsa kommt in der dritten Person Singular vor, weil seine Geschichte erzählt werden kann und nicht sein Innenleben aus der Ich-Perspektive bewiesen werden soll. Das Ich würde das Thema besetzen und die Geschichte zur Subjektivierung Gregor Samsas ausbauen. Doch Kafka ging es um die Entsubjektivierung, die Entmenschung des Gregors. Wenn die Geschichte begänne mit, als ich eines morgens aus unruhigen Träumen erwachte, erkannte ich zu meinem Entsetzen, dass ich zu einem Käfer geworden war, dann habe ich mich als Käfer zu zeigen und meine Überzeugung kann bezweifelt werden. Denn es gilt für das Ich ja, seit Rimbaud, Ich ist wer anderer.

Würde Prinz Genji aus der Subjektive beschrieben werden, wie würde er sich fühlen beim Blick in den Spiegel? Nach der Entführung des minderjährigen Mädchens? Wie ein österreichischer Kinderschänder?

Ich blicke in dieses Wasser der Interkulturalität. Der Blick in den Spiegel in den Schreinen und Altärchen, die ich oft besuchte, bedeutet Reinigung für den Gläubigen. Der reflektierende Strahl stellte die Verbindung zur Strahlkraft der Sonne her, eine Verbindung zwischen den Menschen und der Sonnengöttin Amaterasu. Einst wurde sie mit dem Reflexstrahl des heiligen reinen Spiegels aus ihrem Versteck einer Höhle gelockt. So wurde es endlich wieder Licht über Japan. Ich stelle mir vor in einen Spiegel der Reinigung zu schauen. Ich sähe nicht mein Spiegelbild, also dieses Ich aus Ichs, sondern das rundherum meiner Umgebung. Daran könnte ich ablesen, ich gehöre dazu – ich bin in der Ordnung auf einem Platz. Die reflektierende Kraft des Spiegels, als ein Gruß von der Sonne, deren Strahl mich trifft, erinnert mich meiner Zugehörigkeit. Ist das ein Trugbild? Unser Narziss verliebt sich darein. Trugbild und Spiegelbild sind nicht das Gleiche, Blick und Lichtstrahl gehören zusammen um die Dinge auseinanderzuhalten. Eine Welle der Assoziationen hat im japanischen Spiegel den Gedankenstrom meiner interkulturellen Ichs zum Verschwimmen gebracht.

Ann Cotten

Bakumatsu und das untote Ostdeutschland

1. Zunächst die unausweichliche Reflexion über den Begriff der Interkulturalität. Wie sie selbst sehr gut weiß, und wie vielleicht eine Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung, von der Klempnerin bis zum Museumsdirektor, lebt die Interkulturalität in und von einer Art Paradox. Ihre Selbstdefinition besteht aus genau dem Problem, das sie helfen will zu überwinden: gegeneinander abgegrenzte Vorstellungen ethnisch verknüpfter Kulturen. Die Situation, dass sie verschwinden würde, wenn ihre Probleme gelöst sind, hat sie mit allen problemorientierten Studien gemeinsam; man kann zum Glück damit rechnen, dass immer wieder neue Einzelprobleme auftauchen, die gut zu beschreiben eine sinnvolle Aufgabe ist, und dazu braucht man natürlich die Kompetenz der Interkulturalitätsforschung im Konkreten.

Dennoch habe ich lange getüftelt, wie ich diesen für mich wenig anziehenden Begriff für meine Erlebnisse produktiv machen kann. Er kann, tut und sagt immer viel weniger als jede konkrete Beschreibung einer konkreten Angelegenheit: akademisiert es nur. Und ich ertrage es nicht, die in einem Text gestellten Forderungen nicht schon zu versuchen, im Text selbst zu verwirklichen, also in diesem Fall, nicht im Ghetto akademischer Korrektheit zu bleiben. Deswegen werde ich jetzt gleich „Oida“ schreiben. Schließlich kam ich nämlich drauf: Oida, „Interkulturalität“ ist doch nur ein Deckbegriff für Dialektik! Dialektik – ein Wort, das zusammen mit Marxismus, Kommunismus, Maoismus etc. im Mainstream aus der Mode ist, seit der Konsens wirtschaftspolitisch durchgesetzt wurde, dass diese Entwürfe „gescheitert“ seien.¹ Dialektik aber beschreibt auf einer sinnvollen, nämlich wie Mathematik wirksamen und anwendbaren abstrakten Ebene (und nicht bloß einer akademisch benennenden und somit bloß entfremdenden abstrakten Ebene) die Prozesse, die bei Begegnung und Befruchtung, bei Konflikt wie Synthese zweier Entitäten ablaufen, ohne dass diese Entitäten als Kulturen ethnozentrisch definiert sein müssen. Es kann sich um Staaten handeln, um Gedanken, um Personen, um Biochemie, Politik oder Geschichte. Dialektik beschreibt die Muster.

Was der Begriff der Dialektik dem der Interkulturalität auch eindeutig voraus hat, ist, dass er mit seiner schon begrifflichen Prozess- und Verwandlungsorientiertheit den Grundstein setzt für eine bewegliche Aufklärung, für das zivilisierte Durchleben von Veränderungen, aus denen ja das Leben besteht. „Interkulturalität“ hingegen begeht den Fehler, sich begrifflich auf genau das zu stützen,

1 „nachdem die Veränderung der Welt mißlang.“ schreibt schon Adorno 1966 in der Einleitung zur „Negativen Dialektik“, somit am Mythos einer Abschließbarkeit des Misslingens mitarbeitend, der die Akademie in eine softe Heilsvorstellung einbettet, die sie sich von der Religion abgestaubt hat, als noch beide in den selben Räumen lehrten.

was es aufweichen will. Es sägt quasi am eigenen Ast. Wie konnte das passieren? Gibt es im inneren psychologischen Kern der Vertreter² dieser Theorierichtung eine Zwiespaltenheit, dass sie trotz der vorgeschriebenen Intention der Kulturenvermischung tief im Inneren ihre ethnozentristischen Zuschreibungen doch nicht loslassen wollen und sie deswegen in ihre Theorie fest einschreiben? Etwa – was ein guter, ein berechtigter Grund wäre – aus der Erfahrung, dass hier Ungleichheiten notorisch sind, und manche Kulturen von anderen regelmäßig unterdrückt, ignoriert und entwertet werden und wurden, und diese Ungleichheiten explizit beschrieben und genannt sein sollen?

Oder fehlt einfach global der Mut zu einem wirklich neuen Entwurf, wo all diese Dinge Platz haben, ohne dass man sich als Problempatriot produzieren muss?

Aufgrund der verbreiteten Angst vor Marxismus ist es jedenfalls plausibel, dass der Begriff der Interkulturalität aktuell der Sache, um die es geht, mehr Popularität ermöglicht, gerade eben durch seine Veränderungsschwäche und Oberflächlichkeit provoziert es weniger reflexhafte Abwehr. Sehr weit führt das alles aber eben nicht. Wie alle Weltverbesserung, die ungerechte Grundbedingungen unangetastet lassen will, um mehr Chancen auf Förderung durch die Bewohner der Sonnenseite zu haben.

2. Es gibt viele Dinge, die ich an Japan liebe. Unter ihnen ist vielleicht das witzigste die parodiehafte oder campige Ansicht von Europa (und eventuell, weniger bewusst, der USA): Von der Intensität der japanischen Insel aus gesehen ist der Rest der Welt einfach eine Art riesiger Themenpark mit Menschen in unterschiedlichen Farben und Trachten, deren originelle Vielfalt dazu da ist, Japanern^{nnie} in ihrer Freizeit die Langeweile zu lindern. Die Weltgeschichte stellt sich quasi als großes Theater dar.

Dieser von den meisten eher kritisierte eklektische Blick auf Europa ist für mich eine zutiefst überzeugende Umkehrung der globalen Hegemonie auf inoffizieller, ästhetischer Ebene. Dass die Sichtweise mit großer Arroganz einhergeht, stört mich nicht besonders. Diese Arroganz wird im übrigen, was man nicht vergessen darf, aufgehoben oder ausbalanciert durch die harsche und bedingungslose Demut, welche die japanische Samurailehre verlangt. (Wobei das die Kraft der Arroganz sogar erhöht: noch mehr tut es weh, wenn der, der zu dir arrogant gewesen ist, anderen, die er im Gegensatz zu dir respektiert, Demut zeigt.)

Das führt direkt in ein zentrales Problem der Interkulturalität: wenn einer der beiden Kulturen in der anderen gar nicht wahrgenommen wird. Ein Problem etwa habe ich mit allen Kulturen, in denen Frauenstimmen nicht ernstgenommen werden. Das sind sehr viele Kulturen. Aber da

2 Polnisches Gendering = alle für alle Geschlechter notwendigen Buchstaben ans Wortende.

Frauenstimmen nicht ernstgenommen werden, kann ich sprechend genau gar nichts dagegen tun. Also wie geht man mit einer Kultur um, in der man gar nicht einmal in Erscheinung treten kann? Hier hilft nur Camouflage und/oder Zerstörung. Ich kann mich, damit meine Stimme gehört wird, als Mann verkleiden, oder ich kann den Mann, der mein Sprechen nicht ernst nimmt, schlagen. Im zweiten Fall habe ich hier dialektisch einen neuen Diskurs aus dem Konflikt entwickelt, in dem ich wenigstens vorkomme – wenn auch als Monster. Es ist ja nicht gesagt, dass dialektische Prozesse immer Fortschritt produzieren.

An die Stelle vom Totschlag ist in der bürgerlichen Kultur die Vertagung der Gewalt getreten. So sehr, dass Konflikte einfach abgestritten werden, wenn sie nicht willkommen sind. Während, z. B., ein Koordinator der Hilfe von der Polizei in Puerto Rico das totale Schiefgehen und Fehlen der angekündigten Flüge und Hilfsleistungen aus den USA anklagt und auf Probleme hinweist, sagt der Sprecher der Militärhilfe der USA, „it is a textbook job“ und behauptet, dass alles nach Plan läuft. Hier steht herrschaftlich institutionalisierte Theorie sprechend Wort gegen Wort den Schilderern der Wirklichkeit gegenüber. Der Subtext ist, dass der Antrieb des Militärsprechers ist, sich die Wirklichkeit vom Leib zu halten, räumlich und sprachlich (er ist nicht vor Ort), ganz eine andere Zielsetzung beim Sprechen als die des Organisators der Hilfsleistungen. Ich will damit sagen, dass eine gemeinsame Basis des Sprechens nicht angenommen werden kann, die Grenzen aber weniger interkulturell verlaufen als viel wesentlicher zwischen Situationen, die die Sprechern nie konservieren wollen, und Situationen, die die Sprechern nie verändern wollen; zwischen Sprechern nie, die akut aus einer persönlichen Not heraus sprechen, Sprechern nie, die müßig ihre Meinungen über Angelegenheiten, die sie nicht direkt betreffen, herumposaunen, und Sprechern nie, die eigentlich die von den Notleidenden geforderte Veränderungen verhindern, verharmlosen, abschwächen wollen. Dabei können aber inhaltlich durchaus unterschiedliche Entscheidungen getroffen werden.

Durch die Vermeidung direkter Konflikte ist in den letzten Jahrtausenden die Weltbevölkerung gestiegen, allerdings auch die Menge der ignorierten Konflikte und der gefaketen Anerkennung. Es sind verdrängte Probleme, hier hat sich die bürgerliche Psychostruktur, wie sie Freud beschreibt, mit der Industrialisierung und ihren Verbesserungen (und deren verschwiegenen Problematiken) auf die ganze Welt ausgebreitet. Hier hilft Theater.

Da ist eine wirkliche unkartierte Fläche erfrischend, wie es die Berührungsfläche möglichst weit entfernter Kulturen ermöglicht. Idealerweise ist man dann noch wie gebildete Japanern nie und Japanbesuchern nie gut informiert: die importierten Angelegenheiten werden subtil überlegt und auseinandergesetzt. Die japanische Sprache trainiert ja lebenslanges Lernen und das Bewusstsein, dass jeder Begriff aus einigen Einzelteilen besteht, die man aufmerksam ansehen muss (die Notion des *Verstehens* ist glaube ich interkulturell nicht hundertprozent homogen – und sowieso individuell

höchst besprechungswürdig, nämlich inwiefern ist es in Europa ein Gefühl des Abhakens? – aber diese Diskussion würde hier den Rahmen sprengen.). Die Art jedenfalls, wie auf Japanisch Sachen besprochen werden, scheint für unhierarchisch komplexe Angelegenheiten und temporäre Auseinandersetzungen – etwa allen Prozessen eines Lockerns und möglicherweise dadurch später Lösens von Knoten – sehr gut geeignet. Auf die Nachteile der japanischen Art, Sachen zu besprechen, müssten mich bitte Japanernnnie aufmerksam machen.

Die campige Perspektive auf die jeweils andere Geschichte (also nicht nur Europa als Themenpark, sondern auch die in Europa verbreitete verkitschende Sichtweise von Samuraiherrschaft usw.) umgeht das sonst bei jeder Geschichte präsente persönliche und kollektive Schmerzgedächtnis mit seinen Abwehr- und Blockadereflexen. Als fremde Geschichte tut es einem vielleicht weniger direkt weh, berührt einen so kultiviert wie ein Theaterstück: als Spiegel, als Meditationsobjekt. (Wobei ich bei Madame Butterfly regelmäßig Heulanfälle bekomme, gerade durch den Filter des symbolischen Guckkastens.) Die Verbindungen, die man erkennt, sind noch ein Stück abstrakter als sonst, ungefähr auf der Ebene der Geschichtstheorie: die Leute reden anders, kleiden sich anders und gehen die Sachen geradezu andersrum an – und doch haben sie hin und wieder die gleichen Probleme – anders gewendet. Sodass die Betrachtung so fremder Geschichte so erkenntnisreich sein kann, wie einen Knoten von der anderen Seite zu sehen.

Es erleichtert auch das Denken, wenn einen die Sache nicht direkt angeht, so manche Defensivreflexe und Loyalitätsgefühle bleiben aus. Idealerweise sind dies alles Sachen, über die man noch gar keine Meinung entwickelt hat. Die Frage bleibt noch offen, inwieweit und auf welche Weise diese Geschichte einen betrifft. *Interpretationsoffen*. Wie eine Kupplung (BILD) oder wie ribosomale Veränderung von DNA-Strukturen (BILD) sind bei so einem ereignishaften Kulturaustausch kurz die Bezugsketten ganz offen, bevor sie aufpassende Strukturen auf der Gegenseite treffen und in ein gemeinsames Funktionieren schlittern.

Denkbarerweise finden sich die Wurzeln der geschmäcklerischen Sichtweise auf die Welt in der einzigartigen Geschichte Japans, der autarken Versiegelung bis zur Meiji-Zeit und dann die explosionsartige Öffnung. Was sie wirtschaftlich und politisch bedeutet hat, ist eine eigene Geschichte; der kulturelle Impact aber ist ein so aufregendes, reiches Ereignis wie jener Vulkanausbruch, der einen Augenblick der antiken Stadt Pompeji anschaulich für die Nachwelt konservierte. Derartige Schlagartigkeit ist ungewöhnlich in der Geschichte – oder gar nicht so? Werden die andauernd stattfindenden dramatischen persönlichen Erkenntnisprungfluten von prinzipiellen und gewohnheitsmäßig kausalen Narrativen kollektiver Prozesse überblickshaft übermalt, einfach weil es die Komputationskraft der Geschichtsnarrativen übersteigt, so viele individuelle Entwicklungen in ihren komplexen Wechselwirkungen zu beschreiben?

Köstlich ist diese Flut jedenfalls vor allem auch deswegen, weil der plötzliche technische, wissenschaftliche und künstlerische Import auf eine hochgebildete Elite einbrach. Zum Teil verloren diese in der selben Umwälzung Funktionen und hatten somit mehr Zeit für die Künste. Die erwähnte Arroganz der japanischen Samuraiklasse war ein wichtiger Faktor dafür, dass nicht die Kolonialgeschichte der meisten Länder der Welt hier ein weiteres Mal sich wiederholte. Man ist bei allen Entschiedenheiten natürlich auf die geographische Lage angewiesen; vereinzelt andere Fälle von einem selbstbewussten Umgang mit Kolonialisten finden sich noch an entsprechend gelegenen Orten wie dem Königreich Bhutan, in den Everglades, oder auf den Inseln Malta oder jüngst, mit dem Brexit, in Großbritannien. Die Größe des Landes ist ein schwer zu besprechender, aber ebenfalls entscheidender Faktor – so sind riesige Vielvölkerstaaten wie China oder die USA schwerer, gegen den Einfluss von Fremden (im Guten und Schlechten) zu verteidigen als kleinere Staaten wie Österreich, Myanmar, Bayern, Nicaragua, Bhutan oder Japan, zu deren Identität unter anderem auch die Selbstauffassung gehört, klein und besonders zu sein. Eben das Bewusstsein der eigenen Kleinheit erlaubt ihnen, sich als Sonderfall zu geben. Wenn sie sagen „hier machen wir es so“, dann bedeutet das nicht gleich das Statement, man müsste prinzipiell und allgemein immer diese Lösung richtigheißen.

Beim Begriff „Interkulturalität“ wird durch die Überschneidung (und nicht nur Begegnung) mehrerer Kulturen ein Drittes gebildet. Es funktioniert lesbar dank der Menge an Überschneidung oder Redundanz zwischen den beteiligten Quellkulturen. Logisch, dass die Einschätzung davon nicht nur einseitig erfolgen kann. Das heißt aber, neben dem Selbstbewusstsein, ein relativ kleiner Sonderfall zu sein („etwas Besonderes“), braucht es übergeordnete Ideen, durch die die Unterscheidung lesbar wird. Das wird sie vielleicht erst im Nachhinein.

3. In dieser Narrative kann man auf die Idee kommen, den Bakumatsu mit dem Fall des Eisernen Vorhangs zu vergleichen. In die großen Unterschiede der politischen Situationen möchte ich mich nicht vertiefen. Der erste große Unterschied ist, dass sich in Ostdeutschland keine aktive, bewaffnete Widerstandsgruppe bildete, sondern sich die Betroffenen abwartend verhielten, unter anderem auch durch den Anschein von Demokratie, der die Öffnung des Ostblocks als das Produkt einer friedlich demonstrierenden Volksbewegung erzählte. In dieser freundlichen Logik wäre eine Widerstandsbewegung im Untergrund als eine finstere und seltsame Sache erschienen. Die Situation kann man dann auch vor allem hintergrundpolitisch natürlich nicht mit Bakumatsu vergleichen, trotz sehr grober Ähnlichkeiten wie dem steigenden internationalen Druck im Vorfeld.

Ich möchte stattdessen auf die Überschneidungen im Kulturerleben zoomen: die berauschte Situation, wenn kulturell interessierte Individuen mit einem Schlag Zugang zum Rest der Welt bekommen. Da dies ein kurzer Vortrag ist, habe ich nur einige Beobachtungen aufgelistet.

3.1

Das Trauma der Einsamkeit und Unverstandenheit in der Fremde hängt wesentlich zusammen mit dem Trauma, draufzukommen, dass das eigene Land nur eine Variante unter vielen ist – oder gar zu bemerken, dass das Ausland einen gar nicht beachtet. Das kränkt umso mehr, wenn man sich nicht einmal als Nationalist versteht und somit die Kränkung gar nicht zugeben kann. Man merkt dann nur, dass alles, was man ist, hier jetzt keinen Wert hat, und das was man hier können und sein sollte, kann und ist man nicht.

Die vereinsamte Ausländerin in Japan kann bei klassischen japanischen Autoren im europäischen Ausland einen eleganten, tröstenden und vor allem erkenntnisreichen Spiegel finden. Besonders kitzelnd und auch hilfreich dabei ist die ausgeführte *Realisierung* der Umkehrung der Perspektive des „Anderen“. Die ist leicht behauptet, aber die Durchführung bleibt ein analoger und massiver Prozess und hat daher die Trägheit alles Lebendigen.

Der Blick muss jedenfalls irgendwann kippen: aus „Hier ist alles so seltsam“ wird „Hier herrscht Normalität, nur ich komme immer aus dem Rhythmus“ – ein wesentliches Moment der Traurigkeit der Exilantin, übrigens. Allerdings: Menschen mit mehrkultureller Herkunft kennen das längst aus der Kindheit. Die Situation fühlt sich also ganz vertraut an. *I know I don't belong here (in Heaven)* (Clapton/Jennings). Durch die Ungleichheit des immer noch in den globalen Narrativen extrem kolonialistischen herrschenden Weltbilds ist es aber besonders wichtig, die *Normalität* Japans zu sehen. (Dass natürlich jedes Land spinnt, wissen wir.)

Als die Mauer fiel, schwärmten viele insbesondere jüngere Ostdeutsche in die Welt aus. Ein Berliner Intellektueller, den ich kenne, verbrachte nach der Wende mehrere Jahre als „geordneter Vagabund“ in Kanada und den USA, trampend und arbeitend und im Schlafsack etwas abseits der Wege schlafend. Das ist nicht die schlechteste Art, die plötzliche Masse an Eindrücken zu verarbeiten. Das durch Geschlossenheit und Öffnung dramatisierte und geschärfte Fernweh führte mitunter zu unterm Strich mehr Reisetätigkeit als bei Leuten, die die ganze Zeit schon nach Belieben (und Geldlage) reisen konnten. Reisen sie anders? Es gibt so viele Ansätze, wie es Menschen gibt: gemeinsam haben sie nur die plötzlich entstandene Möglichkeit, sie sind nicht hineingewachsen, wo man es eher so macht, „wie man sowas macht“, sondern wurden plötzlich, häufig als Erwachsene, mit der Möglichkeit konfrontiert. So sieht man dann etwas deutlicher den Umgang individueller Vernunft mit der Aufgabe des Reisens, nicht verunklart durch Traditionen und Gewohnheiten. Die einen wenden ihren proletaristisch erzogenen Blick auf das Zielland an und durchtauchen so leichter die Klischees von Tourist vs. Einheimischer – auch dadurch, dass die DDR ein Schwellenland gewesen ist, sodass man sich schon allein vom Lebensgefühl her nicht als Vertreter der „Ersten Welt“ fühlt mit dem ganzen Paket an Scham und Suprematismus. Andere wiederum gingen ganz auf im Gefühl, sich jetzt

lang Versagtes zu gönnen, und starten vom Flughafen Halle in All-Inclusive-Urlaube. Oft mischt sich beides, und das rotgebräunte Urlaubspaar beobachtet mit fachkundigem Blick die Baustelle und findet dank der Internationalität des Marxismus mithin leichter eine Gesprächsbasis über lokale und globale Politik als die ideologisierten Westler, die sich als einzige für ideologiefrei halten.

In China war mehrere Jahrzehnte lang der Zugang zu internationaler Kultur und Popkultur nur sehr wenigen ungefiltert möglich. Seit der Öffnung in der 80er Jahren entdeckt also die aktuelle Generation von Chinesennie nicht nur den Kapitalismus als Spielfeld, sondern auch die Mode und Popkultur. Der Blick darauf ist frisch und einerseits pragmatischer, rationaler als der von „Westlern“, die schon als Kinder ideologisch gelehrt bekommen haben, wie sie diese Codes lesen sollen. Andererseits ist gerade bei Kunst, Literatur und Mode ein euphorischer Eklektizismus zu beobachten, der mich an den Geschmack, den ich in Japan bewundert habe, erinnert. Nun muss ich diese beiden Phänomene vergleichen, um die Unterschiede zu verstehen und möglicherweise falsche Hypothesen über die Gründe auszuräumen. Japanernnie, dachte ich, haben eben viel für Ästhetik über. Trifft das auch auf Chinesennie zu? (Schließlich haben sie auch die Traditionen der Mondbetrachtung, Kalligrafie, Webkunst etc. Gemeinsam.) Oder übersetze ich die Andersheit des Blicks und des Geschmacks in eine größere Quantität, weil es für *mein* Auge so „fresh“ aussieht?

3.2 Kleine Welt

Ein interessantes Phänomen, das in jedem Leben vorkommt, aber durch die plötzliche Öffnung eine besondere Wendung bekommt, ist die Schrumpfung der Umwelt. Man bemerkt es, wenn man an Orte geht, wo man zuletzt als Kind war; durch Körpergröße, aber auch erweiterte Weltvorstellung ist alles stark geschrumpft. Bei der Öffnung der Landesgrenzen muss das eigene Land schlagartig kleiner geworden sein. Mit der damit einhergehenden Verunsicherung rechnet man schon, natürlich. Wie alle Kränkungen des abstrakt-basalen Narzissmus kommt ihre Tragweite hinterhältig zur Wirkung, macht sich in dem Moment erst bemerkbar, wo man ohnehin geschwächt ist.

Durch solche Kränkungen werden aber erst dialektische Erlebnisse möglich. Der Gekränkte hat den klügeren Blick. Wenn man Wilhelm Reichs Theorie der Phasen von Ausdehnung und Zusammenzug beachtet (und auch wenn man das nicht tut), wird eine Abwechslung von expandierendem und einkreisendem Horizont eine gute Methode zu sein, um damit umzugehen, dass die relative Größe von Angelegenheiten niemals fixiert oder auch nur wirklich benannt werden kann.

3.3 Dandytum und Fetischismus

Berühmt sind die ostdeutschen Sammlungen von Coladosen und Plastetüten, die nach der Wende

ihren Wert mehr oder weniger verloren. Haltbarer bleibt die Entfremdung – und das Fehlen jener selbstbeschränkenden Bescheidenheit oder Feigheit, die die Westdeutschen so oft an die Stelle des Geschmacks setzen. So formte sich der Typus ostdeutscher Dandy, ein eklektischer Paradiesvogel, der erst mal alles kauft und anzieht, was ihm gefällt. Durs Grünbein und Steffen Popp sind typische Vertreter dieser Gattung: Grünbeins bunte italienische Hemden und Schlangenlederschnabelschuhe, Pops Knitter-T-shirts und sein berühmter Rauswurf von einem Aufenthaltsstipendium wegen Promenierens in einem zu prächtigen Morgenmantel.

Die japanische Mode ist ihrerseits, die Seite der extremen Reduktion mal beiseitegelassen, extravagant und eklektisch und behält einen Aspekt der Verkleidung. Was soll man als Japanerin anziehen, um einfach "normal" zu sein, wafuku oder yofuku? Schon T-Shirt und Jeans sind eigentlich murakamiistisch, wenn auch weit verbreitet. Diese Fragen stellen sich in Europa genauso, man kann ja keine Tracht anziehen, aber auch bei uns sind die Holzfällerhemden, die T-shirts und Basecaps und Jeans amerikanisiert – es gibt eben kein normal.

In Japan kann die Intensität der Modespiele einerseits beispielsweise am kurzen Zeitfenster der freien modischen Entfaltung während der Universitätsjahre liegen, nach welchem man erwarten kann, den Rest des Lebens in einer Art Büruniform zu verbringen. Gemeinsam mit anderen kolonialisierten Ländern, mit Ostdeutschland und auch mit mir ist eine Leerstelle dort, wo eine mögliche, anerkannte und machbare Identität sein müsste, um unironisch mit Bekleidung umzugehen. Die eigene Tradition und Herkunft wird als hinterwäldlerisch und rückwärtsgewandt stigmatisiert, man kann aber nicht umhin, die Absurdität der vorgeschlagenen Alternative zu bemerken. Einziger Ausweg: Dandy werden.

3.4 Nostalgie und Neophilie

Afrofuturismus hat in den letzten Jahren einen Weg gezeigt, wie man dialektisches Verständnis auf postkoloniale Situationen anwenden kann. Hierbei wird aus der folkloristischen und mythologischen Vergangenheit oder Heritage einer unterdrückten *people* (ich würde lieber das Wort Volk vermeiden) geschöpft, um mit den Mitteln der Science Fiction alternative Zukunftsvisionen auszumalen. In Anbetracht der Tatsache, dass die vom „Westen“ der Welt aufgezwungene Lebenshaltung eine kranke und schädliche ist, bedeutet die unfreiwillige und freiwillige Subversivität von spielenden Kulturwechslern, und insbesondere ihre real existierende kollektive Kultur, eine echte Chance.